

CORDELIA FINE

DIE  
GESCHLECHTER  
LÜGE

Die Macht  
der Vorurteile über  
Frau und Mann

Aus dem Englischen  
von Susanne Held

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Delusions of Gender. The Real Science behind Sex Differences.  
How Our Minds, Society, and Neurosexism Create Difference«  
im Verlag W. W. Norton & Company, New York, London

© 2010 by Cordelia Fine

Für die deutsche Ausgabe

© 2012 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,  
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Design: Gavin Morris unter Verwendung der Bilder

von [getty-images](http://getty-images.com) (Foto: CSA Plastock)

Gesetzt von Kösel, Krugzell

Gedruckt und gebunden CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-94735-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# Inhalt

Vorwort	11
Teil I – Halbwegs veränderte Welt, halbwegs verändertes Denken	33
1. Wir denken, also seid ihr	35
2. Warum Sie sich eine Papiertüte über den Kopf stülpen sollten, wenn Sie ein Geheimnis haben, von dem Ihre Frau nichts wissen soll	50
3. Rückwärts und in Stöckelschuhen	68
4. Ich gehöre hier nicht hin	87
5. Mauern aus Glas	107
6. XX-klusiv oder XXX-klusiv	126
7. Endlich daheim: Wo Gleichberechtigung beginnt (oder endet)	141
8. Gleichheit der Geschlechter 2.o?	158
Teil II – Neurosexismus	169
1. Die »Weggabelung in der Embryonalentwicklung«	171
2. Im »Dunkel des Mutterschoßes« (und in den ersten Stunden im Licht der Welt)	183
3. Ein Jungengehirn im Körper eines Mädchens	199
4. Vorschnelle Spekulationen	218
5. Und was hat das jetzt alles zu bedeuten?	233
6. Neurononsense	254

7. Der »verführerische Reiz« der Neurowissenschaft	273
8. Verdrahtungen aufpfriemeln	284
Teil III – Gender-Recycling	301
1. Alle Vorurteile sind schon da	303
2. Erklärte Ideale – gemischte Gefühle	314
3. Genderdetektive	328
4. Gendererziehung	337
5. Das sich selbst sozialisierende Kind	353
Epilog: Und D-E-E-E-H-N-E-N	362
Dank	371
Bemerkung der Autorin	373
Anhang	375
Anmerkungen	377
Bibliographie	424
Personenregister	463
Sachregister	467

Von allen Hindernissen, die sich dem Fortschritt des Denkens und der Ausbildung wohlbegründeter Ansichten über das Leben und die sozialen Ordnungen in den Weg stellen, ist in unserer Zeit das größte und beklagenswerteste die unsägliche Unwissenheit der Menschen über und ihre Unaufmerksamkeit auf die Einflüsse, welche den menschlichen Charakter bilden. Man hält alles, was einzelne Individuen oder ganze Klassen gegenwärtig sind oder zu sein scheinen, für ein Produkt ihrer natürlichen Anlagen – während man doch, sobald man sich nur einigermaßen über die Bedingungen, unter denen sie sich entwickeln, unterrichten würde, sehr genau die wahren Ursachen erkennen würde, welche sie so und nicht anders werden ließen.

*John Stuart Mill, Die Unterwerfung der Frauen (1869)*

## Vorwort

Ich darf Ihnen Evan vorstellen.

Wenn Jane, seine Frau, verstimmt ist, setzt er sich neben sie auf die Couch und liest eine Zeitung oder ein Buch, »um sich von seinen eigenen un guten Gefühlen abzulenken«, wobei er zerstreut einen Arm um Janes Schultern legt. Nachdem er einige Jahre an diesem Problem gearbeitet hat, sieht er sich allmählich zunehmend in der Lage, ihr auf etwas herkömmlichere Art seine Anteilnahme zu vermitteln. Die politisch Korrekten und/oder wissenschaftlich Uninformierten unter meinen Lesern fragen sich jetzt wahrscheinlich, warum Evan sich so sonderbar verhält. Liegt es daran, dass er Jane nicht wirklich liebt? Erholt er sich nur langsam von einem Zwischenfall, der ihn zutiefst traumatisiert hat? Wurde er bis zum Alter von 13 Jahren von Wölfen aufgezogen? Alles falsch – Evan ist einfach nur ein ganz normaler Mann mit einem ganz normalen Männergehirn, das in Sachen Empathie eben komplett ungünstig verdrahtet ist. Dass ein simpler Tröstungsakt in Evans Verhaltensrepertoire nicht vorkommt, liegt an den Neuronen, mit denen die Natur ihn ausgestattet hat: Neuronen, die eine verheerende »Testosteronmarinierung« über sich ergehen lassen mussten; Neuronen, denen die »angeborene Fähigkeit, aus einem Gesichtsausdruck oder einem Tonfall emotionale Nuancen herauslesen zu können«, abgeht, wie sie die Neuronen von Frauen beherrschen; kurz: männlichen Neuronen.<sup>1</sup>

Evan ist eine von mehreren ulkigen Figuren, die Louann Brizendines Bestseller *Das weibliche Gehirn* bevölkern. In ihrer Darstellung ähnelt die Einfühlungskompetenz von Män-

nern einem ungeschickten Touristen, der außerstande ist, an seinem Ferienort eine Speisekarte zu entziffern, und sie steht in schroffem Gegensatz zu der coolen Professionalität, die Frauen auf diesem Gebiet mitbringen. Nehmen Sie als Beispiel nur etwa Sarah. Sie kann »erkennen, was [ihr Mann] empfindet, und zwar häufig schon bevor es ihm selbst bewusst ist«. Wie eine Hellseherin, die weiß, dass Sie die Karo-Sieben ziehen werden, noch bevor Sie sie auch nur einen Millimeter aus dem Stapel herausbewegt haben, kann Sarah ihren Mann mit ihrer speziellen Fertigkeit verblüffen, noch bevor er sich selbst darüber im Klaren ist, zu wissen, was er fühlt. (Und TUSCH! Das ist doch genau dein Gefühl!) Dabei ist Sarah keine Hellseherin vom Rummelplatz. Sie ist einfach nur eine Frau und als solche offenbar mit der außerordentlichen Gabe ausgestattet, Gedanken zu lesen – eine Gabe, die allen Inhabern eines weiblichen Gehirns eignet:

*Mit seinen Manövern, die einem Kampfflugzeug alle Ehre machen würden, ist Sarahs weibliches Gehirn eine Hochleistungs-Gefühlsmaschine. Es ist dafür konstruiert, in jedem Augenblick die nicht sprachlichen Signale für die tiefsten Gefühle anderer zu verfolgen.<sup>2</sup>*

Und was befähigt das weibliche Gehirn auf so bemerkenswerte Weise, sich auf die Fährte der Gefühle anderer Leute zu setzen, als handle es sich um in die Enge zu treibende Beutetiere? Warum, so fragen Sie sich bestimmt, haben männliche Neuronen derartige magische Fähigkeiten nicht, warum sind sie stattdessen eher in den Männerdomänen Naturwissenschaft und Mathematik zu Hause? Die Antwort variiert je nach aktueller Erkenntnislage – es kann an der Testosteronmenge im Mutterleib liegen, die die neuronalen Schaltkreise des männlichen Fötus verwüstet; am überdimensionalen weib-

lichen Gehirnbalken; an der effizient spezialisierten Organisation des männlichen Gehirns; am primitiven subkortikalen Emotionsschaltkreis von Jungen oder an der im weiblichen Gehirn nur spärlich ausgebildeten weißen Substanz mit der Funktion räumlich-visuellen Erkennens – die zugrunde liegende Botschaft ist immer dieselbe: Es gibt gravierende, nachweisbare Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen.

Nehmen wir an, Sie haben Eheprobleme. Dann greifen Sie doch zu dem Werk *What Could He Be Thinking?* (Was denkt er wohl?), verfasst von dem »Pädagogen, Therapeuten, Unternehmensberater und ... Bestsellerautor«<sup>3</sup> Michael Gurian, und auch Sie werden der Erleuchtung teilhaftig, die der Autor mit seiner Frau Gail erlebte, als er MRT- und PET-Scans des männlichen und weiblichen Gehirns studierte:

*Ich sagte: »Wir dachten, wir wüssten eine ganze Menge über unseren Partner, aber wahrscheinlich war das einfach nicht genug.« Und Gail meinte: »Es gibt wirklich so etwas wie ein »männliches« Gehirn. Mit einer MRT können Sie schlecht diskutieren.« Wir stellten fest, dass unsere Kommunikation, die Art, wie wir uns gegenseitig beistanden und unsere Auffassung von unserer Beziehung gerade einmal anfang zu funktionieren, und das nach sechs Jahren Ehe.*

Die Informationen aus diesen Scans haben nach Aussage Gurians seine »Ehe gerettet«.<sup>4</sup>

Und Ehegatten sind beileibe nicht die Einzigen, die man nach Aussage Gurians mit den Segnungen der Erkenntnisse aus der Hirnwissenschaft besser verstehen kann. Der Klappentext des einflussreichen Buches *Why Gender Matters* (Warum die Geschlechtszugehörigkeit eine Rolle spielt) des Arztes Leonard Sax (er ist der Gründer und Geschäftsfüh-



rer der National Association for Single Sex Public Education [NASSPE]) verspricht, die Leser seines Buchs »auf Veranlagung beruhende Unterschiede [zwischen den Geschlechtern] erkennen und verstehen« zu lehren. Mit der Lektüre seines Buchs werden die Leser »jedem Mädchen und jedem Jungen dazu verhelfen können, ihr volles Potential umzusetzen.«<sup>5</sup> Ganz ähnlich formuliert es eine neuere Veröffentlichung des Gurian-Instituts: Eltern und Lehrer erfahren, dass »Forscher [unter Einbeziehung von MRT] buchstäblich sehen können, was wir schon wissen: Es gibt fundamentale Unterschiede zwischen Männern und Frauen, die sich bereits in der Struktur des menschlichen Gehirns niederschlagen.«<sup>6</sup> Für Gurian folgt daraus: »Wer mit einer Klasse oder einer Familie zu tun hat und nicht weiß, wie das Gehirn arbeitet und wie unterschiedlich männliche und weibliche Gehirne lernen, der bleibt hinter dem, was wir als Lehrer, Eltern und Bezugspersonen von Kindern leisten sollten, weit zurück.«<sup>7</sup>

Von einem vertieften Wissen um die Geschlechtsunterschiede im Gehirn können angeblich sogar Firmenbosse profitieren. Das kürzlich erschienene Buch *Leadership and the Sexes* »verbindet den aktuellen Wissensstand um die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Gehirn mit jedem einzelnen Business-Bereich« und »bietet Handreichungen aus der Neurowissenschaft an, mit denen der Leser Einblick in das Gehirn von Männern und Frauen gewinnen und so sich selbst und andere besser verstehen kann«. Der Text auf dem Umschlag verkündet, dass das im Buch enthaltene »Gender-Wissen« »erfolgreich bei so unterschiedlichen Firmen wie IBM, Nissan, Proctor [sic] & Gamble, Deloitte & Touche, Price WaterhouseCoopers, Brooks Sports, und vielen anderen eingesetzt« wurde.<sup>8</sup>

Nun werden Sie sich womöglich fragen, ob man überhaupt realistischerweise bei zwei Sorten von Menschen mit

derart unterschiedlichen Gehirnen mit ähnlichen Werten, Fähigkeiten, Leistungen, Lebensstilen rechnen darf. Wenn es unsere unterschiedlich strukturierten Gehirne sind, die den Unterschied zwischen den Geschlechtern ausmachen, dann können wir uns vielleicht einfach ganz entspannt zurücklehnen. Falls Sie eine Lösung für die anhaltende Ungleichbehandlung der Geschlechter suchen, dann hören Sie auf, argwöhnisch auf die Gesellschaft zu stieren – werfen Sie stattdessen doch bitte einen Blick auf diese Computertomographie.

Wenn es doch nur so einfach wäre.

Vor ungefähr 200 Jahren verfasste der englische Geistliche Thomas Gisborne ein Buch, das trotz seines – nach meinem Geschmack – reichlich unattraktiven Titels *An Enquiry into the Duties of the Female Sex* (Eine Untersuchung zu den Pflichten des weiblichen Geschlechts) ein Bestseller seines Jahrhunderts wurde. Gisborne legte darin säuberlich die unterschiedlichen geistig-seelischen Fähigkeiten dar, die nötig sind, um der Rolle eines Mannes bzw. einer Frau gerecht zu werden:

*Die Wissenschaft der Gesetzgebung, der Rechtsprechung und der Wirtschaftspolitik; die Ausübung der Regierungsgewalt mitsamt all ihren exekutiven Funktionen; die schwer verständliche Forschungstätigkeit der Gelehrten, ... das Wissen, das auf dem weiten Feld des Handels unverzichtbar ist ... all diese und andere Studien, Betätigungen und Berufe, die hauptsächlich oder vollständig Männern zugeschrieben werden, setzen die Anstrengungen eines Geistes voraus, der mit der Fähigkeit genauen, umfassenden Denkens begabt ist so-*

*wie der Bereitschaft, energisch und unablässig Gebrauch davon zu machen.<sup>9</sup>*

Und der Autor argumentiert weiter, dass es nur natürlich war, dass diese Qualitäten »dem weiblichen Geist mit eher sparsamer Hand zugeteilt« wurden, denn schließlich sind Frauen bei der Erfüllung ihrer Pflichten weniger auf derartige Talente angewiesen. Verstehen Sie das nicht falsch: Frauen sind nicht minderwertig, sie sind einfach *anders*. Denn wenn es um das geht, was Frauen in ihrem eigenen Bereich leisten, dann ist »die Überlegenheit des weiblichen Geistes unübertrefflich«, verfügt die Frau doch über »die Macht, die Stirn des Gelehrten zu glätten, die erschöpften Kräfte des Weisen zu erfrischen und im gesamten Familienkreis das belebende und reizende Lächeln des Frohsinns erstrahlen zu lassen.«<sup>10</sup> Man darf es als äußerst glückliche Fügung bezeichnen, dass diese weiblichen Talente so punktgenau mit den Pflichten des weiblichen Geschlechts übereinstimmen.

Machen wir nun einen Zeitsprung von 200 Jahren und wenden uns den einleitenden Sätzen von *The Essential Difference* (Der entscheidende Unterschied) zu, einem sehr einflussreichen Buch vom Beginn des 21. Jahrhunderts über die Psychologie von Männern und Frauen – und was wir dort in den Worten des Universitätspsychologen Simon Baron-Cohen formuliert finden, ist im Prinzip dasselbe wie bei Gisborne:

*Das weibliche Gehirn ist vor allem auf Empathie angelegt. Das männliche Gehirn ist vor allem auf das Verständnis und die Errichtung von Systemen angelegt.<sup>11</sup>*

Genau wie Gisborne ist Baron-Cohen überzeugt, dass Menschen mit dem »männlichen Gehirn« die besseren Naturwis-

senschaftler, Ingenieure, Banker und Anwälte sind, weil sie über die Fähigkeit verfügen, sich auf unterschiedliche Aspekte eines Systems zu konzentrieren (sei es eines biologischen, physikalischen, finanztechnischen oder rechtlichen Systems) und zudem noch den Antrieb haben, verstehen zu wollen, wie es funktioniert. Und daneben findet sich auch die beruhigende Versicherung wieder, dass Frauen ebenfalls ihre spezifischen Talente haben. In einer Geste, die als »Meisterstück in punkto Herablassung« beschrieben wurde,<sup>12</sup> erklärt Baron-Cohen, der Hang des weiblichen Gehirns, Gedanken und Gefühle anderer zu verstehen und einfühlsam auf sie zu reagieren, disponiere dieses Gehirn in idealer Weise für die beruflichen Tätigkeiten, in denen sich die traditionelle Fürsorgehaltung der Frau entfalten kann: »Menschen mit einem weiblichen Gehirn geben die besten Berater, Grundschullehrer, Krankenschwestern, Betreuer, Therapeuten, Sozialarbeiter, Mediatoren, Moderatoren oder Gruppenleiter ab.«<sup>13</sup> Der Philosoph Neil Levy fasst Baron-Cohens These prägnant zusammen:

*Im Allgemeinen findet die weibliche Intelligenz dort ihr ideales Betätigungsfeld, wo es darum geht, ein behagliches Umfeld zu schaffen, während die Männer sich stärker für das Verstehen der Welt und den Bau und die Reparatur der Dinge einsetzen, die wir für unsere Existenz in dieser Welt brauchen,<sup>14</sup>*

und wem fiel bei diesen Worten nicht Gisbornes Frauchen aus dem 18. Jahrhundert ein, das eifrig die Stirn seines gelehrten Gatten glättet?

Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass Baron-Cohen mit allem Nachdruck darauf hinweist, dass nicht sämtliche Frauen ein weibliches, einfühlsames Gehirn haben, so wenig wie alle Männer ein männlich-systematisierendes. Allerdings unterscheidet ihn dieses Zugeständnis nun auch wieder nicht

so sehr von traditionellen Beschreibungen der Unterschiede zwischen den Geschlechtern, wie er es wohl gern hätte. Bereits im Jahr 1705 beobachtete die Philosophin Mary Astell, dass den Frauen, die in männlichen Domänen Großes vollbracht haben, von Männern bescheinigt wurde, ihr Verhalten sei »*untypisch für ihr Geschlecht*. Damit soll den Lesern wohl signalisiert werden, dass es nicht Frauen waren, die diese großen Leistungen erbrachten, sondern Männer in Reifröcken!«<sup>15</sup> Und zwei Jahrhunderte später wurde scharfsinnigen Frauen bescheinigt, dass sie »männlichen Geist« besäßen.<sup>16</sup> Ein Autor äußerte sich im *Quarterly Journal of Science* folgendermaßen:

*Die Naturwissenschaftlerin ist ebenso wie die Athletin eine Anomalität, eine Ausnahmeerscheinung, die eine Stellung zwischen den beiden Geschlechtern einnimmt. Im einen Fall hat sich das Gehirn, im anderen die Muskulatur abnormal entwickelt.*<sup>17</sup>

Baron-Cohen würde natürlich eine Frau, die einen starken Hang zur Systematisierung hat, nicht als »abnormal« bezeichnen. Aber es schwingt doch ein deutlicher Unterton von Deplatziertheit mit, wenn von einem männlichen Gehirn im Körper einer Frau oder einem weiblichen Gehirn im Schädel eines Mannes gesprochen wird.

Allein schon das solide Beharrungsvermögen der Idee, dass männliche und weibliche Psychologie grundsätzlich verschieden sind, nötigt einem Respekt ab. Gibt es denn nicht wirklich psychologische Unterschiede, die in den jeweils geschlechtsspezifischen Gehirnen fest verdrahtet sind und die erklären, warum selbst in den egalitärsten Gesellschaften des 21. Jahrhunderts das Leben von Frauen und Männern immer noch bemerkenswert unterschiedlich verläuft?

Für viele Menschen bringt die Erfahrung, Eltern zu werden,

die vorgefasste Meinung zum Verschwinden, dass Jungen und Mädchen, wenn sie auf die Welt kommen, mehr oder weniger gleich sind. Der Gender-Forscher Michael Kimmel erzählt von einem alten Freund, der, als Michael Vater wurde, sarkastisch bemerkte: »Jetzt wirst du selbst feststellen, dass alles rein biologisch ist!«<sup>18</sup> Und was könnte dafür ein zwingenderer Beweis sein, als wenn man als Eltern am eigenen Nachwuchs erfährt, wie die Sprösslinge die gutgemeinten Versuche einer geschlechtsneutralen Erziehung über den Haufen werfen? Die Soziologin Emily Kane hat festgestellt, dass diese Erfahrung weit verbreitet ist. Viele Eltern von Kleinkindern – besonders die Angehörigen einer weißen mittleren und oberen Mittelschicht – kamen durch ein schlichtes Ausschlussverfahren zu dem Ergebnis, dass die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen biologisch bedingt sind. Sie waren überzeugt, sich gegenüber ihren Kindern geschlechtsneutral verhalten zu haben; es blieb also die »Alternative Biologie«, wie Kane es bezeichnet, als einzige Erklärungsmöglichkeit übrig.<sup>19</sup>

Und genauso geht es Beobachtern, die die Gesellschaft insgesamt in den Blick nehmen: Sie fallen in ganz ähnlicher Weise auf die Biologie als Erklärungsmodell zurück. In ihrem letzten Buch *Das Geschlechter-Paradox* setzt sich die Journalistin und Psychologin Susan Pinker mit der Frage auseinander, warum »hochbegabte, qualifizierte Frauen mit den besten Chancen und Wahlmöglichkeiten offenbar nicht in gleicher Zahl die gleichen Wege ein[schlagen] wie die Männer in ihrem Umfeld. Auch nachdem die Barrieren gefallen sind, verhalten sie sich nicht wie Klone der Männer.« Pinker fragt sich angesichts dieses für einige überraschenden Befunds, »ob Biologie nicht vielleicht doch – wenn auch nicht gerade Schicksal, so doch einen gravierenden, bedeutenden Ausgangspunkt für die Diskussion über Geschlechtsunterschiede darstellt.«<sup>20</sup> Die Kluft zwischen den Geschlechtern muss nach ihrer Meinung teil-

weise »neurologische oder hormonelle Wurzeln« haben.<sup>21</sup> Nun, da die Schranken einer sexistischen Umwelt zunehmend verschwinden, gibt es immer weniger Sündenböcke in der Gesellschaft, die man für die nach wie vor bestehenden Ungleichheiten und die Ungerechtigkeiten auf dem Arbeitsmarkt verantwortlich machen könnte. Und da wir nicht länger äußeren Einflüssen die Schuld zuschieben können, richten sich aller Augen auf das Innere – auf die Unterschiede in der Struktur oder der Funktionsweise von weiblichen und männlichen Gehirnen. Mit ihrem anders strukturierten Gehirn entscheiden sich viele Frauen gegen das, was Pinker die »abstrakte Grundform« des männlichen Lebensmodells nennt – bei dem die Karriere wichtiger ist als die Familie –, und entwickeln andere Interessen.

Die per Ausschlussverfahren erreichte Erkenntnis, dass es hirnhysiologisch bedingte psychische Unterschiede zwischen den Geschlechtern geben muss, genießt offensichtlich auch eindrucksvolle Unterstützung von Seiten der Naturwissenschaften. Da wäre zunächst der Anstieg des Testosterons im Mutterleib, der während der Schwangerschaft bei männlichen, aber nicht bei weiblichen Babys stattfindet. Anne Moir und David Jessel, die Autoren von *Brain Sex – Der wahre Unterschied zwischen Mann und Frau*, beschreiben diesen kritischen Augenblick folgendermaßen:

*... in der sechsten oder siebten Woche nach der Empfängnis »entscheidet« sich der ungeborene Säugling, ob er männlich oder weiblich »werden will«, und das Gehirn beginnt, ein männliches oder weibliches Muster anzunehmen. Das, was in diesem kritischen Stadium im Dunkel des Mutterleibs geschieht, legt die Struktur und den Aufbau des Gehirns fest, und dieser Vorgang wiederum bestimmt die Art und das Wesen des Denkens.<sup>22</sup>*

Wie andere Verfasser populärwissenschaftlicher Bücher setzen uns auch Moir und Jessel nicht der Gefahr aus, die psychologische Tragweite dessen zu unterschätzen, was da »im Dunkel des Mutterleibs« passiert. Louann Brizendine gibt sich damit zufrieden, einfach festzustellen, dass der Effekt des pränatalen Testosterons auf das Gehirn »unser biologisches Schicksal definiert«<sup>23</sup>, wohingegen Moir und Jessel sich unverhohlen schadenfroh über die Sachlage auslassen. »Säuglinge haben bereits bei ihrer Geburt ihren eigenen männlichen oder weiblichen ›Kopf‹. Sie haben bereits im Mutterleib ihre Entscheidung getroffen, in sicherer Obhut vor den Legionen von ›Sozialingenieuren‹, die sie schon ungeduldig erwarten.«<sup>24</sup>

Hinzu kommen die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen. Die raschen Fortschritte bei den bildgebenden Verfahren ermöglichen es Neurologen, immer detaillierter die Geschlechtsunterschiede im Aufbau und der Funktionsweise des Gehirns auszumachen. Wenn unsere Gehirne sich unterscheiden, muss das dann nicht auch zwangsläufig auf das Denken zutreffen? Beispielsweise äußerte im Rahmen einer Dokumentation in der *New York Times* zum Thema der sogenannten Aussteigerinnen-Revolution (d. h. zu Frauen, die ihre Karriere abbrechen, um sich ausschließlich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen) eine Interviewte gegenüber der Journalistin Lisa Belkin, dass »»doch alles in der MRT erkennbar ist«, und sie verwies auf Studien, die zeigen, dass die Gehirne von Frauen und Männern jeweils anders ›aufleuchten‹, wenn sie denken oder fühlen. Und derart verschiedene Gehirne, so die Argumentation meiner Gesprächspartnerin, müssen doch zwangsläufig auch andere Entscheidungen treffen.«<sup>25</sup> Die neurowissenschaftlichen Entdeckungen, von denen wir fast täglich in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, teilweise sogar in Fachzeitschriften lesen, erzählen eine Geschichte von zwei Gehirnen, die sich grundsätzlich unter-



scheiden und die überzeitliche und unveränderliche psychische Unterschiede zwischen den Geschlechtern zur Folge haben: eine unwiderstehliche Geschichte, die eine saubere, befriedigende Erklärung und Rechtfertigung des Status quo liefert.<sup>26</sup>

An diesem Punkt sind wir allerdings wahrhaftig nicht zum ersten Mal.

Im 17. Jahrhundert waren Frauen, was die Ausbildung anging, empfindlich benachteiligt; so waren sie beispielsweise außerstande, sich politisch zu entwickeln, »weil sie keine Erziehung in politischer Rhetorik genossen hatten, weil sie weder zur Bürgerschaft noch zur Regierung Zugang hatten und weil allgemeine Übereinstimmung bestand, dass Frauen sich in politische Angelegenheiten nicht einmischen sollten – es sei für eine Frau sogar unschicklich, zu schreiben.«<sup>27</sup> Doch obwohl die intellektuelle Entwicklung der Frauen so – für unsere modernen Augen offensichtlich – behindert wurde, ging die allgemeine Annahme dahin, dass Frauen von Natur aus schwächer seien. Während wir im Rückblick ganz klar erkennen, dass der anscheinend überlegene männliche Verstand und die Leistungen von Männern auf etwas anderes zurückzuführen waren als ihre naturgegebene neuronale Ausstattung, war es zu jener Zeit *durchaus* notwendig, darauf hinzuweisen. Eine Feministin des 17. Jahrhunderts formulierte es so: »Ein Mann sollte sich nicht für klüger halten als eine Frau, wenn er seinen Vorsprung einer besseren Ausbildung und leichtem Zugang zu Informationen verdankt; er würde sich ja auch nicht seiner Kühnheit rühmen, wenn er einen anderen schlagen würde, dessen Hände gefesselt sind.«<sup>28</sup>

Wir haben bereits gesehen, dass Thomas Gisborne im 18. Jahrhundert es nicht für nötig befand, eine alternative Interpre-

tation seiner Beobachtungen von den sozialen Unterschieden zwischen den Geschlechtern in Betracht zu ziehen. Die Schriftstellerin Joan Smith stellte fest:

*Sehr wenige Frauen, die im England des späten 18. Jahrhunderts aufwuchsen, hätten die Grundlagen der Jurisprudenz oder der Navigation verstanden, aber das lag nur daran, dass ihnen der Zugang dazu verweigert worden war. So offensichtlich das für einen modernen Beobachter ist, Hunderttausende von Lesern, die Gibbornes Buch kauften, akzeptierten seine Argumentation unbesehen, weil sie genau ihren eigenen Vorurteilen entsprach.<sup>29</sup>*

Aber auch im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert hatten Frauen keinen gleichberechtigten Zugang zu weiterführender Schulbildung. Der bekannte Psychologe Edward Thorndike erklärte: »Frauen können und werden zweifellos als Naturwissenschaftler und Techniker tätig sein, doch der Joseph Henry, der Rowland und der Edison der Zukunft, sie alle werden Männer sein.« War diese zuversichtliche Prognose zu einer Zeit, als Frauen beispielsweise für Harvard, Cambridge oder Oxford gar keine vollwertige Zulassung bekamen, nicht vielleicht doch ein bisschen vorschnell?

Und bedenkt man, dass Frauen zu jener Zeit kein Wahlrecht hatten, war es da nicht auch etwas verfrüht, wenn Thorndike im Brustton der Überzeugung verkündete, dass Frauen, »selbst wenn sie alle wählen dürften, im Senat nur eine kleine Rolle spielen würden«?<sup>30</sup> Im Rückblick sind die Beschränkungen, denen Frauen unterworfen waren, nur allzu offensichtlich. *Hallo, Professor Thorndike, könnten wir doch im Stillen denken, haben Sie schon mal in Erwägung gezogen, Frauen zur Royal Society zuzulassen, oder ihnen vielleicht eine Kleinigkeit wie das Wahlrecht zuzugestehen, bevor Sie über ihre*

*Beschränktheit auf naturwissenschaftlichem und politischem Sektor urteilen?* Aber für viele Menschen jener Zeit war das Gefälle des Spielfelds überhaupt nicht wahrnehmbar. Und so kam es, dass die Feststellung des Philosophen John Stuart Mill aus dem Jahr 1869, dass kein Mensch »um das Wesen der beiden Geschlechter weiß oder wissen kann, der sie lediglich in der gerade vorherrschenden Beziehung zueinander wahrnimmt«,<sup>31</sup> wahrhaft revolutionär war und dementsprechend belächelt und abgelehnt werden konnte. Jahrzehnte später noch wagte die angesehene Forscherin Cora Castle nur ganz ansatzweise die Frage zu stellen: »Ist angeborene Unterlegenheit der Grund für die geringe Anzahl berühmter Frauen, oder hat ihnen die Zivilisation nie die Möglichkeit gegeben, ihre angeborenen Fähigkeiten und Begabungen zu entfalten?«<sup>32</sup>

Auch die Untersuchung des Gehirns zur Erklärung und Rechtfertigung der bestehenden Geschlechterverhältnisse ist ein alter Hut. Im 17. Jahrhundert erklärte der französische Philosoph Nicolas Malebranche, Frauen seien »unfähig, zu Wahrheiten vorzudringen, die nicht ohne Mühe zu erkennen sind«, denn »alles Abstrakte ist ihnen unbegreiflich«. Es gibt, so seine These, dafür eine neurologische Erklärung: die »zarte Beschaffenheit der Gehirnfasern«.<sup>33</sup> Es muss wohl nur ein abstrakter Gedanke zu viel auftauchen, und – *ping!* – sind diese Fasern auch schon gerissen. In den folgenden Jahrhunderten, parallel zur Erweiterung und Weiterentwicklung der Erkenntnisse und Techniken in den Neurowissenschaften, wurden dann die neurologischen Erklärungen für die unterschiedlichen Rollen, Tätigkeiten und Leistungen von Männern und Frauen immer ausgefeilter. Die ersten Hirnforscher arbeiteten mit der Spitzentechnologie ihrer Zeit: Sie füllten emsig leere Schädelgehäuse mit Gerstengraupen, kategorisierten mit Hilfe von Maßbändern sorgfältig Schädelformen und weihten

einen Großteil ihrer Karriere dem Wiegen von Gehirnen.<sup>34</sup> Infamerweise erklärten sie, die intellektuelle Unterlegenheit von Frauen gehe auf ihr kleineres, leichteres Gehirn zurück – ein Phänomen, das in der viktorianischen Öffentlichkeit als »die fehlenden fünf Unzen des weiblichen Gehirns« Furore machte.<sup>35</sup> Für die allgemein akzeptierte Hypothese, dass dieser Unterschied in der Ausprägung des Gehirns von größter psychologischer Bedeutung sei, setzte sich Paul Broca ein, einer der angesehensten Wissenschaftler seiner Zeit. Erst als es einfach zu offensichtlich wurde, dass das Gewicht des Gehirns mit Intelligenz nichts zu tun hat, waren Hirnforscher bereit zuzugeben, dass das große männliche Gehirn vielleicht einfach nur den männlichen Vorsprung in Sachen Körpergröße widerspiegelt. Damit wurde die Suche nach einem Maß für ein relatives statt eines absoluten Hirngewichts angestoßen, mit dem dann klargestellt werden konnte, welches Geschlecht absolut gesehen das größere Gehirn hat. Die Wissenschaftshistorikerin Cynthia Russett stellt diese Suche folgendermaßen dar:

*Man probierte es mit zahlreichen Bezugsgrößen – Gehirngewicht zu Körpergewicht, zu Muskelmasse, zu Größe des Herzens, sogar (man merkt, allmählich macht sich Ratlosigkeit breit) zu bestimmten Teilen des Skeletts wie etwa dem Oberschenkelknochen.<sup>36</sup>*

Heute haben wir eine etwas genauere Vorstellung von der Komplexität des Gehirns. Zweifellos bedeutete das Vordringen vom umhüllenden Gehäuse ins Gehirnninnere einen wissenschaftlichen Fortschritt. Es war natürlich ein entscheidender Augenblick, als ein vorausschauender Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts, der mit der konzentrierten Zerstretheit des Mannes, den die leise Ahnung beschleicht, seine Analyse

könnte bestimmte wichtige Details unberücksichtigt gelassen haben, das Maßband in seinen Fingern hin- und herdrehte und grübelnd sagte: »Ach, reichen Sie mir doch bitte mal das Gehirn und die Waage herüber.« Doch selbst der ungelehrte Laie des 21. Jahrhunderts kann erkennen, dass das die Wissenschaftler dem Verstehen des Geheimnisses, wie Gehirnzellen die Geistmaschine schaffen, nur unwesentlich näher brachte, und er ahnt die missliche Überstürztheit der Schlussfolgerung, dass die kognitive Unterlegenheit von Frauen in Grammatik auszudrücken ist.

Man sollte meinen, dass diese Art von Vorurteil in der gegenwärtigen Debatte keinen Platz mehr hat, denn wir sind doch alle so aufgeklärt – oder womöglich gar *zu* aufgeklärt? Autoren, die die These vertreten, dass es die hirneingeschriebenen Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind, die das aktuelle Geschlechterverhältnis prägen, nehmen gern die Haltung von furchtlosen Streitern für die Wahrheit ein, die sich unerschrocken der dumpf-ideologischen *political correctness* entgegenstemmen. Doch die Thesen von den »grundlegenden Unterschieden« zwischen den beiden Geschlechtern reflektieren – und legitimieren darüber hinaus mit wissenschaftlicher Autorität – lediglich das, was meines Erachtens sowieso die Meinung der Mehrheit ist.<sup>37</sup> Wenn wir überhaupt etwas aus der Geschichte lernen können, dann die Notwendigkeit, einen zweiten, genaueren Blick auf unsere Gesellschaft und den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaft zu werfen. Genau das ist das Ziel dieses Buches.

Die Grundlage des ersten Teils, »Halbwegs veränderte Welt, halbwegs verändertes Denken«, bildet die kritische Idee, dass der Geist »keine in sich abgeschlossene, im Gehirn eingepackte Einheit« ist. »Vielmehr haben wir eine Struktur psychischer Prozesse vor uns, die von der sie umgebenden Kultur geprägt und entsprechend auf diese abgestimmt

sind.«<sup>38</sup> Wir pflegen über uns selbst so nicht zu denken, und man unterschätzt leicht den Einfluss dessen, was sich *außerhalb* des Denkens abspielt, auf das, was im Inneren passiert. Wenn wir im Brustton der Überzeugung »weibliches« mit »männlichem Denken« vergleichen, stellen wir uns etwas Stabiles im Kopf einer Person vor, das Produkt eines »weiblichen« oder »männlichen« Gehirns. Doch eine derart sauber abgetrennte Datenverarbeitungsinstanz ist etwas anderes als das Denken, das sich für Sozial- und Kulturpsychologen mit zunehmender Deutlichkeit abzeichnet. Es gibt keine »markante Linie, die das Selbst von der Kultur trennt«, so Mahzarin Banaji, Professorin für Psychologie an der Harvard University, und die Kultur, in der wir uns entwickeln und in der wir leben, übt »tiefgreifenden Einfluss« auf unser Denken aus.<sup>39</sup> Aus diesem Grund können wir die Geschlechtsunterschiede zwischen weiblichem und männlichem Geist – dem Geist als der Quelle unserer Gedanken, Gefühle, Fähigkeiten, Motivationen und unseres Verhaltens – nicht verstehen, wenn wir nicht auch berücksichtigen, wie durchlässig der Schädel ist, der den Geist von dem soziokulturellen Kontext trennt, in dem er tätig ist. Wenn die Umgebung das Geschlecht in irgendeiner Weise thematisiert, dann hat das Auswirkungen auf den Geist. Unser Ausgangspunkt ist, dass wir uns selbst in Gender-Begriffen vorstellen, und dadurch wird der Stellenwert von Stereotypen und sozialen Erwartungen in unserem Denken heraufgesetzt. Das kann die Selbstwahrnehmung und die aktuelle Interessenlage verändern, Fähigkeiten mindern oder stärken und ungewollte Diskriminierung auslösen. Mit anderen Worten, der soziale Kontext beeinflusst, wer Sie sind, wie Sie denken und was Sie tun. Und diese Ihre Gedanken, Gewohnheiten und Haltungen werden ihrerseits wieder zu einem Bestandteil des sozialen Kontexts. Es geht um unser Inneres. Trennschärfe ist in diesem Bereich nicht zu

erwarten. Und das Thema verlangt nach einer veränderten Art, über den Unterschied zwischen den Geschlechtern nachzudenken.

Dazu kommen die weniger subtilen, bewussten Diskriminierungsmaßnahmen gegen Frauen, die weit verbreiteten Formen von Ausschließung, die Schikanen und die diversen Ungerechtigkeiten am Arbeitsplatz oder im privaten Umfeld. Sie ergeben sich aus den immer noch virulenten und wirkmächtigen Vorstellungen von den Rollen der Männer und der Frauen in ihren jeweils angemessenen Lebensbereichen. Am Ende des ersten Teils drängt sich die Frage auf, ob wir nicht sogar auf den blinden Fleck des 21. Jahrhunderts gestoßen sind. Alice Silverberg, Professorin für Mathematik an der University of California-Irvine, meinte dazu:

*Während meiner Studienzeit haben mir die Frauen aus der Generation vor mir Horrorstorys über die früher üblichen Diskriminierungen erzählt, und sie fügten regelmäßig hinzu: »Aber heutzutage ist das ja alles anders. Dir kann das nicht mehr passieren.« Mittlerweile weiß ich, dass das auch von den Generationen davor behauptet wurde, und jetzt erzählt meine Generation der folgenden wieder dasselbe. Natürlich sagen wir dann zehn oder mehr Jahre später jeweils: »Wie konnten wir bloß glauben, dass das etwas mit Gleichheit zu tun hatte?« Tun wir der nächsten Generation einen Gefallen, wenn wir ihnen erzählen, alles sei in Ordnung und gerecht, wenn das gar nicht stimmt?<sup>240</sup>*

Im zweiten Teil des Buchs, »Neurosexismus«, schauen wir uns die Aussagen über männliche und weibliche Gehirne genauer an. Was ist eigentlich mit der Aussage gemeint, dass es angeborene Geschlechtsunterschiede gibt oder dass die »Verdrahtung« von männlichem und weiblichem Gehirn unterschied-

lich ist, damit Männer und Frauen ihren unterschiedlichen Rollen und Tätigkeiten besser gerecht werden können? Die Neurowissenschaftlerin Giordana Grossi bemerkt, dass diese schnellfertigen Wendungen »in Verbindung mit dem ständigen Verweis auf Geschlechtshormone den Eindruck von Stabilität und Unveränderbarkeit vermitteln sollen: Frauen und Männer verhalten sich unterschiedlich, weil ihre Gehirne unterschiedlich aufgebaut sind.«<sup>41</sup> Unter eifrigen Lesern populärwissenschaftlicher Bücher und Artikel dürfte sich mittlerweile der Eindruck ziemlich verfestigt haben, es sei wissenschaftlich erwiesen, dass der Pfad zu einem männlichen oder weiblichen Gehirn bereits in der Gebärmutter eingeschlagen wird und dass diese unterschiedlich aufgebauten Gehirne später fundamental unterschiedliches Denken und Fühlen zur Folge haben. Es gibt im Gehirn tatsächlich Unterschiede, die durch das Geschlecht bedingt sind. Es gibt außerdem (wenn auch allmählich weniger werdende) Unterschiede bezüglich dessen, was eine Person tut und welche Möglichkeiten ihr offenstehen, die durch das Geschlecht bedingt sind. Es wäre einleuchtend, wenn diese Fakten irgendwie zusammenhängen, und vielleicht ist das ja tatsächlich der Fall. Wenn wir allerdings die Entwicklung der zeitgenössischen naturwissenschaftlichen Forschung nachverfolgen, stoßen wir auf eine erstaunliche Anzahl von Lücken, Unstimmigkeiten, methodischen Schlampereien und unbegründeten Vorannahmen – und nicht zuletzt auf zahlreiche Anklänge an eine unguete Vergangenheit. Anne Fausto-Sterling, Professorin für Biologie und Gender-Studies an der Brown University, wies darauf hin, dass »trotz der vielen aktuellen Erkenntnisse auf dem Gebiet der Hirnforschung dieses Organ nach wie vor in hohem Maße terra incognita ist, also ein perfektes Medium, auf das man – häufig unbewusst – Vermutungen über den Unterschied zwischen Mann und Frau projizieren kann.«<sup>42</sup> Allein



schon die Komplexität des Gehirns bietet sich hervorragend für Überinterpretationen und übereilte Schlussfolgerungen an. Nachdem wir die Problemstellungen und Daten systematisch analysiert haben, werden wir die Frage stellen, ob die modernen neurowissenschaftlichen Erklärungen der Ungleichheit von Mann und Frau womöglich auf denselben Müllhaufen gehören wie die Erfassung des Schädelvolumens, des Hirngewichts und der Nervenfaserempfindlichkeit.

Und es ist wichtig, dass Wissenschaftler sich dieser Gefahr bewusst bleiben, denn aus den Samen wissenschaftlicher Spekulation wachsen die monströsen Fiktionen der Autoren von populärwissenschaftlichen Werken. Ständig werden von sogenannten Experten Behauptungen aufgestellt, die »lediglich altbekannte Stereotype mit dem Lack wissenschaftlicher Glaubwürdigkeit überziehen«, so die Warnung von Caryl Rivers und Rosalind Barnett im *Boston Globe*.<sup>43</sup> Und dieser »weit verbreitete Neurosexismus« findet dann schnell seinen Weg in seriöse wissenschaftliche Bücher und Artikel für die interessierte Öffentlichkeit, zu der nicht zuletzt auch Eltern und Lehrer gehören.<sup>44</sup> Es ist schon jetzt so weit, dass Sexismus in neurowissenschaftlichem Gewand die Art und Weise beeinflusst, wie Kinder unterrichtet werden.

Neurosexismus reflektiert und verstärkt die Vorstellungen der Gesellschaft hinsichtlich Genderfragen, und zwar unter Umständen in besonders wirkmächtiger Form. Dubiose, »von der Gehirnwissenschaft gestützte Fakten« über die Unterschiede zwischen den Geschlechtern werden zu einem Bestandteil des kollektiven Wissens. Und wie ich im dritten Teil des Buches, »Gender-Recycling«, aufzeigen werde, deutet alles darauf hin, dass sich das Rad der Geschlechtervorurteile auch in der nächsten Generation weiterdrehen wird. Kinder fiebern darauf, ihren eigenen Ort in der auffälligsten und omnipräsenten Zuordnungsstruktur der Gesellschaft zu verstehen und zu

finden, und sie kommen als Kinder von Eltern mit halb verändertem Denken auf eine halb veränderte Welt.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass  
zu meinen Lebzeiten eine Frau Premierminister sein wird.

*Margaret Thatcher (1971),  
britische Premierministerin von 1979 bis 1990*<sup>45</sup>

Es ist wichtig, sich ab und zu daran zu erinnern, wie gravierend sich eine Gesellschaft in relativer kurzer Zeit verändern kann. Präzedenzfälle dafür finden sich immer wieder. Kann es eine Gesellschaft, in der Männer und Frauen wirklich gleichbehandelt werden, denn überhaupt geben? Ironischerweise ist womöglich der unerbittlich-unüberwindliche Gegendruck, der das verhindert, gar nicht die Biologie, sondern unser durch die Kultur geprägtes Denken.<sup>46</sup> Niemand kann heute sagen, ob Männer und Frauen jemals in den Genuss echter Gleichheit kommen werden. Aber Eines weiß ich sicher: Wenn den Gegenpositionen, die ich in diesem Buch präsentieren werde, Gehör geschenkt wird, dann werden die Leute in 50 Jahren auf die zu Beginn dieses 21. Jahrhunderts geführten Debatten befremdet und amüsiert zurückschauen und sich fragen, wie wir je hatten annehmen können, dass *dieser* Zustand das Non-plusultra an Gleichheit darstellte.

## TEIL I

# HALBWEGS VERÄNDERTE WELT, HALBWEGS VERÄNDERTES DENKEN

# 1

## Wir denken, also seid ihr

Je mehr man mich als Frau behandelte, desto mehr wurde ich eine Frau. Nolens volens passte ich mich an. Wenn man mich für unfähig hielt, ein Auto einzuparken oder eine Flasche zu öffnen, dann merkte ich, dass ich mich kurioserweise tatsächlich unfähig fühlte. Wenn vermutet wurde, dass ein Fall für mich zu schwer sei, dachte ich das unerklärlicherweise selbst.

Jan Morris, Mann-zu-Frau-Transsexuelle, beschreibt ihre Erfahrungen nach der Geschlechtsumwandlung in ihrer Autobiographie *Conundrum* (1987).<sup>47</sup>

Nehmen Sie an, ein Wissenschaftler tippt Ihnen auf die Schulter und bittet Sie, kurz mal eben aufzuschreiben, welche unterschiedlichen Merkmale üblicherweise als typisch männlich und typisch weiblich angesehen werden. Würden Sie in einem solchen Fall den Wissenschaftler ungläubig anstarren und ausrufen: »Wie bitte? Jeder Mensch ist ein einzigartiges, facettenreiches, manchmal sogar in sich widersprüchliches Individuum. Es gibt eine erstaunliche Bandbreite an Charakterzügen innerhalb jedes Geschlechts, zu denen noch andere Zusammenhänge wie die soziale Klasse, das Alter, Erfahrungsschatz und Bildungsstand, Beziehungsstatus und ethnische Zugehörigkeit kommen, und es wäre völlig witzlos, eine so reiche Komplexität in die beiden Schubladen einer so ungeschlachten Zweiteilung zu stecken!«? Natürlich nicht. Sie würden zum Stift greifen und anfangen zu schreiben.<sup>48</sup> Schauen Sie sich die beiden Listen an, die bei einer solchen Befragung herausgekommen sind, und Sie werden Adjektive

finden, die sich auch in einer Abhandlung über die unterschiedlichen Pflichten der beiden Geschlechter aus dem 18. Jahrhundert gut ausnehmen würden. Die eine Liste würde wahrscheinlich gemeinschaftsbezogene Eigenschaften aufführen wie *teilnahmsvoll, kinderlieb, anhänglich, sensibel, fürsorglich*. Sie werden feststellen, dass alle diese Eigenschaften ideale Merkmale für eine Person sind, die ihr Leben in den Dienst ihrer Nächsten stellen will. Die andere Zusammenstellung enthält aktiv-individualistische Beschreibungen wie *Anführer, aggressiv, ehrgeizig, analytisch, wettbewerbsorientiert, dominant, unabhängig* und *individualistisch*. Das sind genau die richtigen Charakterzüge, wenn es darum geht, die Welt nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten und dafür belohnt zu werden.<sup>49</sup> Es liegt auf der Hand, welches die Liste mit den weiblichen und welches die mit den männlichen Attributen ist. (Diese Listen stimmen übrigens, wie die Soziologinnen Cecilia Ridgeway und Shelley Correll anmerken, »wenn überhaupt«, dann am besten mit den Stereotypen »weiße heterosexuelle Männer und Frauen aus der Mittelschicht« überein.)<sup>50</sup>

Auch wenn Sie selbst diese Stereotype nicht unterschreiben würden, gibt es in Ihrem Denken einen Bereich, der nicht so zimperlich ist. Sozialpsychologen haben nachgewiesen, dass das, was wir über uns zu wissen meinen, nur die Hälfte der Wahrheit darstellt.<sup>51</sup> Stereotype, Haltungen, Ziele und Identität haben offenbar jeweils auch eine unausgesprochene Ebene und wirken dort »unbeeinträchtigt von Bewusstsein, Intentionalität und Kontrolle«, so die Sozialpsychologen Brian Nosek und Jeffrey Hansen.<sup>52</sup> Man kann sich die impliziten Assoziationen des Denkens als ein verwickeltes, dabei hoch komplex organisiertes Netzwerk vorstellen, das Vorstellungen von Objekten, Menschen, Meinungen, Gefühlen, von der eigenen Identität, von Zielen, Motiven und sozialem Verhalten umfasst und miteinander verbindet. Die Stärke der jewei-

ligen Verbindungen hängt von Ihren Erfahrungen ab (sowie interessanterweise vom aktuellen Kontext): Wie oft sind etwa diese beiden Objekte oder diese Person und dieses Gefühl oder dieses Objekt und ein bestimmtes Verhalten in der Vergangenheit gemeinsam aufgetreten?<sup>53</sup>

Was assoziiert nun dieses implizite Denken automatisch mit Frauen und Männern? Die diversen Tests, die Sozialpsychologen verwenden, um an die impliziten Assoziationen heranzukommen, gehen von der Voraussetzung aus, dass – wenn man einen Testteilnehmer mit einem speziellen Stimulus konfrontiert – schnell, automatisch und absichtslos (und in stärkerem Ausmaß als die schwach assoziierten Vorstellungen etc.) die stark assoziierten Vorstellungen, Handlungen, Ziele usw. aktiviert werden. Diese starken Repräsentationen sind, wenn es um die Prägung der Wahrnehmung und die Strukturierung des Handelns geht, leichter zugänglich.<sup>54</sup> In einem sehr häufig eingesetzten Test, dem computergestützten Impliziten Assoziations-Test IAT (entwickelt von den Sozialpsychologen Anthony Greenwald, Mahzarin Banaji und Brian Nosek), müssen die Testpersonen Kategorien von Wörtern oder Bildern paarweise zuordnen.<sup>55</sup> Beispielsweise müssen sie zuerst weibliche Vornamen gemeinschaftsbezogenen Wörtern (wie *zusammengehörig* und *unterstützend*) zuordnen, männliche dagegen eher handlungsorientierten Wörtern (wie *individualistisch* und *ehrgeizig*). Die Probanden finden diese Zuordnung normalerweise leichter als die komplementäre (weibliche Vornamen zu handlungsorientierten Wörtern, männliche Vornamen zu gemeinschaftsbezogenen Wörtern). Der kleine, doch bezeichnende Unterschied in der Reaktionszeit ist ein Hinweis auf die stärkere, automatische und unbeabsichtigte Zuordnung von Frauen zu Gemeinschaftlichkeit und Männern zu Handlungsorientiertheit.<sup>56</sup>

Sie werden selbst ähnliche Assoziationen haben, ob Sie

diese nun bewusst gutheißen oder nicht. Das liegt daran, dass das Erlernen dieser Assoziationen seinerseits ein Prozess ist, der keiner Aufmerksamkeit, Absicht oder Kontrolle bedarf. Das Prinzip des Lernens im assoziativen Gedächtnis ist einfach: Wie der Name schon sagt, werden Assoziationen aus der Umwelt einfach aufgeschnappt. Stellen Sie eine Frau hinter einen Staubsauger, der über einen Teppich geschoben wird, und Sie können hundertprozentig sicher sein, dass das assoziative Gedächtnis das Muster versteht. Das hat, insofern es eine anstrengungslose und wirksame Weise ist, Informationen über die Welt um uns herum aufzunehmen, seine Vorteile, aber eben auch Schattenseiten. Im Unterschied zu bewusst angeeignetem Wissen, bei dem man reflektierend und wählerisch vorgehen kann bezüglich dessen, was übernommen werden soll und was nicht, geht das assoziative Gedächtnis offenbar reichlich wahllos mit den Inhalten um, die es sich aneignet. Am ehesten liest es sich kulturelle Muster aus der Gesellschaft, den Medien und der Werbung zusammen, die durchaus auch implizite Assoziationen stützen können, welche Sie bewusst alles andere als gut heißen. Das heißt: Wenn Sie ein liberaler, politisch korrekter Mensch sind, dann besteht die Möglichkeit, dass Sie dem, was sich in Ihrem impliziten Denken so tut, eher nicht zustimmen würden. Zwischen diesen Inhalten und Ihrem bewussten, reflektierten Selbst tun sich nicht wenige Bereiche der Nicht-Übereinstimmung auf. Forscher konnten zeigen, dass unsere impliziten Vorstellungen von sozialen Gruppierungen häufig bemerkenswert reaktionär sind, selbst wenn unsere bewusst geäußerten Überzeugungen modern und progressiv sind.<sup>57</sup> Was die Gender-Problematik betrifft, so handelt es sich bei den automatischen Assoziationen zu den Kategorien männlich und weiblich nicht nur um einige oberflächliche Vorstellungen im Zusammenhang mit Penis und Vagina. Messungen im-

pliziter Assoziationen belegen, dass Männer mehr als Frauen mit Naturwissenschaften, Mathematik, Karriere, Hierarchie und großer Autorität assoziiert werden. Frauen hingegen werden implizit häufiger als Männer mit Geisteswissenschaften, Familie und Häuslichkeit, Gleichheit oder flacher Hierarchie assoziiert.<sup>58</sup>

Die Ergebnisse einiger Experimente, die Nilanjana Dasgupta und Shaki Asgari von der University of Massachusetts vornahmen, machen deutlich, wie die Medien und sogar die Realität, in der wir leben, derartige Assoziationen – ziemlich unabhängig von unseren bewusst vertretenen Überzeugungen – entstehen lassen. Die Forscherinnen untersuchten die Auswirkungen von Informationen, die dem Stereotyp entgegengesetzt sind. In der ersten Studie gaben sie einer Gruppe Frauen mehrere kurze Biographien berühmter weiblicher Führungspersonen zu lesen (beispielsweise von Meg Whitman, damals CEO von e-Bay, und Ruth Bader Ginsburg, Richterin am Supreme Court). Diesen Frauen fiel es anschließend leichter, im Impliziten Assoziationstest weibliche Vornamen Wörtern zuzuordnen, die mit Führungsqualitäten zusammenhängen, als anderen, die nicht unmittelbar davor von erfolgreichen Frauen gelesen hatten. Die Lektüre dieser außergewöhnlichen Lebensläufe hatte jedoch bei den Frauen keinerlei Einfluss auf die explizit geäußerten Meinungen bezüglich der Führungsbefähigung von Frauen. In einem nächsten Schritt untersuchten Dasgupta und Asgari dann die Auswirkungen der Realität auf das implizite Denken. Testpersonen waren Frauen von zwei amerikanischen Colleges für Geisteswissenschaften, einem reinen Frauen- und einem gemischten College. Die Forscherinnen untersuchten die impliziten und die bewussten Einstellungen zu Frauen und Führungsqualitäten während der ersten Monate des ersten Studienjahrs und dann ein Jahr später. Der Alltag am jeweiligen College – ob es nun



ein reines Fraueninstitut oder ein gemischtes College war – hatte keine Auswirkung auf die von den Studentinnen geäußerten Einstellungen zur Befähigung von Frauen für führende Positionen. Ganz anders sah es mit ihren impliziten Einstellungen aus. Zu Beginn des ersten Studienjahrs zögerten beide Gruppen gleichermaßen, beim IAT weibliche Attribute Führungspositionen zuzuordnen. Im zweiten Studienjahr dagegen hatten dann die Frauen vom Frauencollege diese implizite Hemmung abgelegt, Frauen mit Führung zu assoziieren, während die Studentinnen des gemischtgeschlechtlichen Instituts in der Zuordnung dieser Wörter sogar noch langsamer geworden waren. Die Kluft ist offenbar dadurch bedingt, dass Studentinnen in Frauencolleges vergleichsweise häufiger die Erfahrung weiblicher Kompetenz machen, Studentinnen an Coed-Colleges hingegen – ganz besonders solche, die Fächer im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich belegen – seltener mit Frauen in Führungspositionen in Berührung kommen. Mit anderen Worten: Die Verhaltensmuster ihrer Umgebung veränderten die Gender-Stereotype im impliziten Denken.<sup>59</sup>

Wenn die Geschlechtszugehörigkeit in der Umgebung eine wichtige Rolle spielt oder wenn wir jemanden als männlich oder weiblich einordnen, dann werden automatisch Gender-Stereotype aktiviert. Mehrere Jahre lang haben Sozialpsychologen untersucht, welchen Einfluss diese Aktivierung von Stereotypen auf unsere Wahrnehmung von anderen hat.<sup>60</sup> Und seit kurzem interessieren sich Sozialpsychologen außerdem für die Möglichkeit, dass wir manchmal auch uns selbst durch die Linse eines aktivierten Stereotyps wahrnehmen. Denn das Selbstkonzept ist offenbar überraschend formbar.

Wenn Sie einem Psychologen Ihre Seele zur Analyse präsentieren, dann werden Sie möglicherweise kein Leuchten in seinen Augen erkennen, kein Strahlen in Vorfreude auf eine

Stunde, die eher Vergnügen als Arbeit zu werden verspricht. Aber auch wenn Ihre Persönlichkeit einem Seelenklempner wenig zu bieten hat – es gibt darin mehr als genug zu entdecken, das einen Sozialpsychologen zu fesseln vermag. Das liegt daran, dass Ihr Selbst viele verschiedene Facetten hat; es ist ein reiches, komplexes Netz mit einer je unterschiedlichen Nuance für alle möglichen Gelegenheiten. Unübertroffen hat Walt Whitman das mit dem Satz ausgedrückt: »Ich bin groß: In mir wohnen viele.«<sup>61</sup> Aber während ein Selbst, das Viele umfasst, sicher eine feine Sache ist, kann doch auch jeder sofort erkennen, dass es nicht optimal wäre, die ganze Bande gleichzeitig aktiviert zu haben. Ratsam ist es, jeweils nur einige wenige Selbstkonzepte aus dem riesigen Schrank, der unser Selbst ist, herauszuziehen.

Einige Psychologen bezeichnen das Selbst, das jeweils gerade in Gebrauch ist – das eine Selbstkonzept, das aus den Vielen ausgewählt wurde –, als aktives Selbst.<sup>62</sup> Wie der Name schon sagt, ist das keine passive, träge Einheit, die, ohne sich zu verändern, Tag für Tag, eine Woche nach der anderen, einfach nur herumhängt. Das aktive Selbst ist vielmehr ein dynamisches Chamäleon, das sich von einem Moment zum nächsten in Reaktion auf seine soziale Umgebung verändert. Natürlich kann der Geist nur das verwenden, was ihm zur Verfügung steht – und bestimmte Teile des Selbstkonzepts sind für uns einfacher zu erreichen als andere. Ein ziemlich großer Teil unseres Selbst-Schranks ist mit den stereotypen Anzügen und Kostümen der vielen sozialen Identitäten belegt, die jeder Person zu eigen sind (New Yorker, Vater, Hispano-Amerikaner, Tierarzt, Squash-Spieler, Mann). Wer Sie in einem bestimmten Augenblick sind – das heißt, welcher Teil Ihres Selbstkonzepts gerade aktiv ist –, hängt ganz vom Kontext ab. Manchmal ist Ihr aktives Selbst individuell gefärbt und entspricht recht weitgehend Ihrem Charakter, es gibt aber

auch Augenblicke, in denen der Kontext eine Ihrer Sozialidentitäten als aktives Selbst in Stellung bringt. Es wäre nicht überraschend, wenn die Positionierung einer bestimmten Sozialidentität eine stärkere Stereotypisierung der Selbstwahrnehmung zur Folge hätte. Und die Aktivierung von Gendermerkmalen hat offenbar genau diesen Effekt.<sup>63</sup>

In einer Studie wurde beispielsweise eine Gruppe französischer Oberstufenschüler zunächst gebeten, zu beurteilen, inwiefern Stereotype bezüglich Gender-Unterschieden in mathematischen und geisteswissenschaftlichen Fächern zuträfen, bevor sie ihre eigenen Fähigkeiten in diesen Bereichen einschätzen sollten. Für die Schüler waren also die fraglichen Stereotype sehr präsent, als es darum ging, die eigenen Fähigkeiten zu beurteilen. Anschließend wurden sie aufgefordert, ihre Noten in wichtigen, national standardisierten Mathematik- und Sprachprüfungen anzugeben, die ungefähr zwei Jahre zuvor stattgefunden hatten. Bei den Schülern in der Gruppe mit aktivierten Stereotypen veränderte sich – im Unterschied zu den Schülern der Kontrollgruppe – die Erinnerung an ihre objektiven Leistungen dahingehend, dass sie sie an die bekannten Stereotype anglich. Die Mädchen meinten, sie hätten in den Sprachtests besser abgeschnitten als in Wirklichkeit, für die Jungen stellten sich ihre Noten in Mathematik besser dar. Im Durchschnitt verbesserten sie ihr tatsächlich erzieltetes Ergebnis um fast 3 Prozent, während die Mädchen dieselbe Spanne von ihrer tatsächlichen Bewertung in Mathematik abzogen. Das scheint kaum der Rede wert zu sein, doch kann man sich unschwer zwei junge Menschen vorstellen, denen, während sie über mehrere mögliche Berufswahlentscheidungen nachdenken, auch Gendermerkmale präsent sind, was dazu führt, dass der junge Mann sich für einen glatten Einkandidaten hält, während das Mädchen sich auf eine wacklige Zwei einschätzt.<sup>64</sup>

Wenn diese Methode, Gendermerkmale zum Tragen zu bringen, nicht den Anschein größerer Subtilität erweckt, dann einfach deswegen, weil sie nicht subtil *ist* – was aber beileibe nicht heißt, dass sie für die realen Verhältnisse nicht repräsentativ wäre. Gender-Stereotype sind allgegenwärtig, und das gilt eben leider auch in Bereichen, wo sie überhaupt nicht hingehören. Als die Scottish Qualifications Authority kürzlich die Absicht kundtat, die jämmerlich geringe Anzahl von Oberstufenschülerinnen in Fächern wie Physik, Holzverarbeitung und Computertechnik aufzustocken, brachten einige Lehrer unverblümt ihre Zweifel am Sinn dieses Unternehmens zum Ausdruck. »Meines Erachtens ist es wesentlich besser, zuzugeben, dass es Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen gibt wie auch in ihrer jeweiligen Art zu lernen«, sagte der Leiter einer bekannten Private School in Edinburgh. »Generell entscheiden sich Jungen für Fächer, die ihrem Lernstil entsprechen, der in erster Linie auf logischem Denken beruht.«<sup>65</sup> Immerhin war der Mann höflich genug, sein Publikum selbst den Schluss ziehen zu lassen, dass die Lernstrategie von Mädchen eher unlogisch ist, und führte das nicht auch noch explizit aus. Bezeichnenderweise wird die Gender-Identität allerdings auch dann aktiviert, wenn gar keine explizit formulierten Stereotype vorliegen. Haben Sie beispielsweise schon einmal in einem Formular ein Feld ausgefüllt, das ungefähr so aussieht?

- Männlich
- Weiblich

Selbst eine unschuldig neutrale Frage dieser Art kann das Gender-Bewusstsein aktivieren. Studenten einer amerikanischen Universität wurden gebeten, ihre mathematischen und sprachlichen Fähigkeiten zu bewerten. Zuvor jedoch sollten einige Studenten in einer kurzen demographischen Befragung

ihr Geschlecht angeben, andere ihre Nationalität nennen.<sup>66</sup> Der schlichte Vorgang, ein bestimmtes Kästchen anzukreuzen, hatte überraschende Auswirkungen. Europäische und amerikanische Frauen waren mehr von ihren sprachlichen Fähigkeiten überzeugt, wenn die Genderfrage eine Rolle spielte (was mit der vorherrschenden Überzeugung übereinstimmt, dass Frauen in Sprachen besser sind), und stuften ihre mathematische Begabung eher herunter, im Unterschied zu den Frauen, die sich vorweg nicht als Frauen, sondern vielmehr als Europäerin bzw. als Amerikanerin klassifiziert hatten. Europäische bzw. amerikanische Männer beurteilten ihre Fähigkeiten auf dem mathematischen Sektor höher, wenn sie sich eher als Männer denn als Euro-Amerikaner verstanden, im Unterschied zur Höherstufung der Sprachfähigkeiten, wenn die Nationalität betont war.

Und sogar Reize, die gar nicht mehr bewusst wahrzunehmen sind, können die Selbstwahrnehmung verändern. Die Psychologinnen Jennifer Steele und Nalini Ambady machten mit Studentinnen einen Aufmerksamkeitstest: Es musste mit Mausclick so schnell wie möglich markiert werden, auf welcher Seite des Bildschirms mehrere Blinkzeichen auftauchten.<sup>67</sup> Die Blinkzeichen waren in Wirklichkeit unterschwellige Reize: Wörter, die so schnell durch eine X-Reihe ersetzt wurden, dass sie nicht bewusst wahrgenommen werden konnten. Die Wörter der einen Gruppe stammten aus dem Bereich »weiblich« (*Tante, Puppe, Ohrring, Blume, Mädchen* usw.). Die andere Gruppe bekam Wörter wie *Onkel, Hammer, Anzug, Zigarre* und *Junge*. Anschließend wurden die Testpersonen gebeten, anzugeben, wie sehr ihnen einerseits weibliche Aktivitäten (wie Texte verfassen oder eine Literaturprüfung ablegen), andererseits männliche Aufgaben (wie das Lösen einer Gleichung, eine Matheprüfung oder Computerprogrammierung) gefielen. Die Gruppe der Frauen, die mit

den männlich besetzten Wörtern konfrontiert gewesen war, sah beide Aktivitätsarten als gleich angenehm an. Die andere Gruppe dagegen zog die eher geisteswissenschaftlichen Themen denen aus dem Bereich der Mathematik deutlich vor. Die Autoren schließen daraus, dass die vorgegebenen Reizwörter »bei den Frauen die Brille der Selbstwahrnehmung verändert« haben.<sup>68</sup>

Wir sind aber nicht nur durch nicht wahrnehmbare, sondern auch durch gänzlich immaterielle Faktoren beeinflusst. Die australische Schriftstellerin Helen Garner bemerkte, man könne »sich Menschen entweder als abgeschlossene Blasen vorstellen, die aneinander vorbeischieben und manchmal zusammenstoßen, oder ... man könne sehen, wie sie sich überlappen, wie das Leben des einen ins Leben des anderen sickert, wie ihr Gewebe sich gegenseitig durchdringt«.<sup>69</sup> Die Forschung stützt letztere Annahme. Die Grenze des Selbstkonzepts ist durchlässig für das Bild, das andere Menschen von Ihnen haben (oder, um genau zu sein, für das, was Sie als deren Wahrnehmung von Ihrem Selbst wahrnehmen). Von William James stammt die Feststellung, dass »ein Mensch so viele soziale Selbste hat, wie es Individuen gibt, die ihn kennen und sich ein Bild von ihm gemacht haben«.<sup>70</sup> Als Bestätigung dieser Idee hat die Psychologin Stacey Sinclair von der Princeton University mit ihren Kollegen in mehreren Experimenten gezeigt, dass Menschen im sozialen Kontext ihre Selbstwahrnehmungen »abgleichen«, damit sie diese mit der Auffassung verknüpfen können, die die anderen vom eigenen Selbst haben. Wenn man eine spezifische Person im Sinn hat oder die Interaktion mit ihr antizipiert, passt sich das Selbstkonzept an, um eine gemeinsame Wirklichkeit herzustellen. Das heißt: Wenn die Art, wie Sie wahrgenommen werden, von Stereotypen geprägt ist, dann passen Sie sich dem an. So stellte Sinclair einer Gruppe Frauen in Aussicht, einige Zeit mit einem charman-

ten, sexistisch eingestellten Mann zu verbringen (keinem Frauenhasser, vielmehr der Art von Mann, die glaubt, Frauen sollten von Männern verehrt und beschützt werden; der Gedanke, dass Frauen durchsetzungsfähig und selbstbewusst sind, stößt auf entsprechend wenig Gegenliebe). Bereitwillig veränderten die Frauen ihr Selbstbild, um dieser traditionellen Vorstellung besser zu entsprechen. Sie sahen sich stärker in weiblichen Stereotypen als eine andere Gruppe von Frauen, die erwarteten, mit einem Mann mit eher zeitgemäßem Geschlechterverständnis in Kontakt zu kommen.<sup>71</sup> Interessant ist, dass dieser Akt sozialer Feinabstimmung offenbar nur dann stattfindet, wenn eine gewisse Motivation für eine gute Beziehung vorliegt. Das lässt darauf schließen, dass nahe oder einflussreiche Mitmenschen in Ihrem Leben mit besonders großer Wahrscheinlichkeit als Spiegel dafür dienen können, wie Sie Ihre eigenen Qualitäten einschätzen.

Solche Verschiebungen im Selbstkonzept verändern nicht nur die Einschätzung des eigenen Selbst. Sie können auch das Verhalten verändern. Die Soziologin Bronwyn Davies beschreibt in ihrer Darstellung des Verhaltens von Kindergartenkindern, wie die kleine Catherine reagiert, als ihr die Puppe, mit der sie gespielt hat, von einem Jungen weggenommen wird. Nachdem sie vergeblich versucht hat, die Puppe wiederzubekommen, geht sie zur Kleiderkiste und zieht eine Männerweste heraus. Sie zieht sie an »und marschiert hinaus. Diesmal kehrt sie siegreich mit der Puppe unter dem Arm zurück. Sie zieht sofort die Weste aus und lässt sie auf den Boden fallen.«<sup>72</sup> Wenn wir Erwachsenen ein anderes aktives Selbst aus dem Schrank holen, findet der Kostümwechsel lediglich metaphorisch statt. Kann er uns trotzdem – wie Catherine – dabei helfen, eine bestimmte Rolle besser auszufüllen, ein bestimmtes Ziel besser zu erreichen? Forschungen belegen, dass das möglich ist.

In einer kürzlich durchgeführten Testreihe zeigten Adam Galinsky von der Northwestern University und seine Kollegen den Testpersonen die Fotografie eines bestimmten Individuums; abgebildet war eine Cheerleaderin, ein Professor, ein alter Mann oder ein Afroamerikaner. Einige aus der Gruppe wurden gebeten, sich vorzustellen, diese Person auf dem Foto selbst zu sein und aus dieser Perspektive einen typischen Tag im Leben dieser Person zu beschreiben. Die Kontrollgruppe sollte einen typischen Tag im Leben der Person aus einer eher unbeteiligten Dritte-Person-Perspektive (er/sie ...) beschreiben. (Die Forscher konnten also beobachten, welche Auswirkungen es hat, wenn eine bestimmte Perspektive eingenommen wird, nachdem ein bestimmtes Stereotyp aktiviert wurde.) Man fand heraus, dass dieser Perspektivenwechsel zu einer »Vermischung von Selbst und Anderem« führte. Nach dieser Aufgabe sollten die Testpersonen ihre eigenen Eigenschaften beschreiben. Die Teilnehmer, die sich vorgestellt hatten, eine Cheerleaderin zu sein, beschrieben sich im Vergleich zur Kontrollgruppe als attraktiver, hübscher und begehrenswerter. Wer in die Rolle eines Professors geschlüpft war, fühlte sich klüger, wer in den Schuhen des alten Mannes gegangen war, fühlte sich schwächer und abhängiger, und wer zeitweise ein Leben als Afroamerikaner geführt hatte, fühlte sich aggressiver und athletischer. Die Selbstwahrnehmung hatte die stereotypen Qualitäten einer anderen sozialen Gruppe absorbiert.<sup>73</sup>

Im weiteren Verlauf des Tests stellten die Forscher fest, dass diese Veränderungen im Selbstkonzept offenbar auch eine Auswirkung auf das Verhalten hatten: Die Vorgabe, ein Professor zu sein, verbesserte die analytischen Fähigkeiten im Vergleich zur Kontrollgruppe, aber die Identifizierung mit einer Cheerleaderin verminderte sie. Teilnehmer, die sich vorgestellt hatten, ein Afroamerikaner zu sein, zeigten bei einem



sportlichen Wettkampf größere Kampfbereitschaft als die anderen, die sich für kurze Zeit vorgestellt hatten, ein alter Mann zu sein. Die schlichte, kurze Erfahrung, sich vorzustellen, ein anderer zu sein, verwandelte nicht nur die Selbstwahrnehmung, sondern aufgrunddessen dann auch das Verhalten. Die Maxime »fake it till you make it« (»Tu so als ob, bis du es wirklich hinkriegst«) kann also empirisch gestützt werden.

Stacey Sinclair und ihre Kollegen stellten ähnlich signifikante Auswirkungen auf das Verhalten fest. Sie erinnern sich – Frauen, die annahmen, sie würden sich mit einem Mann treffen, der eine eher traditionelle Vorstellung von Frauen hat, empfanden sich als weiblicher im Vergleich zu anderen, die damit rechneten, einem Mann mit modernerer Einstellung zu begegnen. In einer Versuchsanordnung ließ Sinclair ihre Testpersonen mit diesem Mann tatsächlich in Kontakt kommen (der natürlich weitgehend in das Experiment eingeweiht war; er wusste allerdings nicht, ob eine Frau ihn nun für einen eher fortschrittlich oder eher traditionell eingestellten Mann hielt). Frauen, die annahmen, er sei ein galanter Sexist, fühlten sich nicht nur weiblicher, ihr Verhalten entsprach auch mehr der stereotyp weiblichen Art.<sup>74</sup> (Für mich als Psychologin, die mehrere Jahre lang in philosophischen Instituten gearbeitet hat, wäre das vielleicht eine günstige Gelegenheit, den Kollegen, die die Cafeteria-Gespräche mit mir intellektuell unbefriedigend fanden, zu vermitteln, dass das einfach nur an ihrer Geringschätzung von Psychologen lag.)

Man erkennt unschwer, wie nützlich und vielfältig einsetzbar eine dynamische Selbstvorstellung sein kann.<sup>75</sup> Ein veränderbares soziales Selbst kann uns als Dreh- und Angelpunkt, über den der soziale Kontext – zu dem auch das Innenleben der anderen gehört – die Selbstwahrnehmung verändert, da-

zu verhelfen, in jeder Situation den richtigen psychologischen Hut zu tragen. Wie sich bereits abzeichnete, kann eine solche Veränderung des Selbstkonzepts Auswirkungen auf das Verhalten haben; dieses Phänomen werde ich in den folgenden Kapiteln noch stärker beleuchten. Mit der für die Situation oder den Begleiter richtigen sozialen Identität kann uns diese Formbarkeit durch die soziale Welt und unsere Sensibilität für sie helfen, uns besser in unsere aktuelle soziale Rolle einzupassen und sie besser auszufüllen. In den angemessenen Situationen kann ein weibliches Selbst und ein männliches Selbst zweifellos genauso nützlich sein wie jede andere soziale Identität. Allerdings ist Flexibilität, Gespür für den Kontext und Nützlichkeit etwas ganz anderes als »Veranlagung«. Und wenn wir die Unterschiede bezüglich der Empathiefähigkeit genauer unter die Lupe nehmen, werden wir bemerken, dass sich das, was angeblich physiologisch fest verankert ist, eher als eine differenzierte Feineinstellung des Selbst auf die im sozialen Kontext enthaltenen Erwartungen entpuppt.